

Von dieser Zeitung erscheint wöchentlich eine Nummer von in der Regel zwei Bogen in Umichlag. —

Preis des ganzen Jahrgangs von 22 Nummern 8 Thlr. Bestellungen nehmen alle Postämter, Kunst- und Buchhandlungen an.

Abend-



Zeitung.

Siebenunddreißigster Jahrgang.

Neue Folge

Dritter Jahrgang.

No. 12.

Donnerstag, am 17. März.

1853.

Clementine.

Novelle

von

Adolf Stern.

(Fortsetzung.)

Die beiden Gatten hatten das Zimmer kaum verlassen, als Clementine eintrat. Sie sah sehr bleich und erschreckt aus, und legte die Bücher, die sie trug, tief Athem holend auf den Tisch.

„Die Tochter des Kaufmanns Starckenburg kann sich nicht mit einem Schauspieler verloben. Und warum nicht! Weil er ein Schauspieler, und mein Vater ein Kaufmann ist,“ flüsterte sie halblaut. Dann fuhr sie zürnend auf: „Künstler und Pfefferkrämer!“

Ein leises Klopfen von draußen riß sie aus ihrem Sinnen empor, Herr Flügel trat mit einem stielichen Compliment, das ihn beinahe über die Schwelle stolpernd machte, herein.

„Ihr Diener, Ihr unterthänigster Diener, schönes Fräulein!“ lächelte er.

„Bin weder Fräulein, noch bin ich schön“ — gab Clementine zur Antwort. „Jedenfalls wollten Sie mit meinem Vater sprechen?“ — fügte sie dieser Anführung bei.

„Allerdings — jedoch würde das wichtigste Geschäft bei so holder Unterbrechung Abschub erleiden müssen,“ versetzte Herr Flügel, eine neue Verbeugung machend.

„O Alberti!“ flüsterte Clementine bei Seite, wie viele hundert Tadheiten und Dummheiten du schon veranlaßt hast!“ Dann setzte sie laut hinzu: „ich bin Ihnen für das schmeichelhafte Compliment, (Herr Flügel. verbeugte sich zum drittenmale,) „vielen Dank schuldig.“

Dies ward in so spöttischem Tone gesagt, daß Herr Flügel ein wenig stutzte und zu sich sagte: „ich glaube, sie spielt mit mir. Man weiß nie, ob Wahrheit oder Ironie ihre Worte beherrschen, und es ist gar nicht mit ihr auszukommen.“

Eine jener peinlichen, stillschweigenden Viertelstunden flog auf den Schwingen der Langeweile in das Gemach, — der Zeiger der Uhr rückte langsam von Strich zu Strich, der Perpendikel setzte langsam sein gewöhnliches monotones Geräusch fort. Clemente blickte halb in ein Buch, halb auf

Herrn Flügel, der sich damit beschäftigte, die Fensterscheiben anzuhauen und seinen werthen Namen mit dem Finger hinzumalen. Er schien sich etwas zu überlegen, wenigstens fuhr er mit der genähten Hand mehremale durch seine vollkommen modische Frisur. Clementine war schon entschlossen zu gehen, was sollte sie auch dem langweiligen Ladenjüngling gegenüber. Da fuhr Herr Flügel plötzlich auf: „bei Gott! Fräulein! Sie sind schön — schön wie der Tag!“

„Sehr verbunden“ erwiderte trocken Clementine und warf einen Blick durch das Fenster. Draußen war trübes nebliges Wetter, ein grauer Wolkenschleier hüllte die Natur wie eine sterbende Matrone ein.

„Ja!“ fuhr Herr Flügel, der sich : un durch nichts mehr stören ließ, fort: „ich bin überzeugt, daß Venus Ana — Ana“ —

„Anna Maria“ ergänzte Clementine.

„Anadyomene“ — sprudelte Herr Flügel, dessen Hast in maßlosen Enthusiasmus überzugehen begann, hervor: — „ja schöner als alles — wenigstens für mich!“

„Das wird eine Liebeserklärung direkt nach Alberti dem Großen!“ sagte Clementine halblaut. Herr Flügel hörte nichts, sondern fiel mit möglichster Plumpheit seiner Angebeteten zu Füßen: göttliches — himmlisches Mädchen erhöre mich! Fräulein — was in meiner Macht steht, Sie zu beglücken, soll geschehen, wenn Sie mich beglücken wollen. Rosen“ —

„Rosen will ich auf Ihren Lebenspfad streuen, Lilien sollen Ihnen auf allen Wegen blühen“ half Clementine dem steckengebliebenen Liebhaber ein. Nun riß Herrn Flügel der Geduldssaden, er sprang auf und rief mit zur rückgehaltener Aufwallung: „und kurz und gut, ich trage Ihnen Herz und Hand an — bei Ihnen steht es, das anzunehmen, was meine Verhältnisse betrifft.“

„So ist es nicht nöthig, daß ich dieselben kenne“ fiel Clementine sehr rasch aber ernst geworden ein. „Ich muß Ihnen von vornherein gestehen, daß ich Ihnen meine Hand nicht schenken kann — und meine Hand ohne Herz nicht vergeb.“

Würdevoll verließ sie das Zimmer, in dem

Herr Flügel, einem armen Sünder, über den das hochnothpeinliche Halsgericht den Stab gebrochen hat, ähnlich, zurückblieb. Er schwankte zwischen Aerger über seine verunglückte Liebeserklärung und den darob erduldeten Spott, und Bestürzung über Clementinens unerwartete entschieden abschlägige Antwort. Er konnte es nicht begreifen, wie man ihn, sofern ein Körnchen Verstand vorhanden sei, ausschlagen könne — er hatte aber auch keine Zeit es zu überlegen, denn noch waren Clementinens Schritte auf dem Gange nicht verhallt, als Herr Starkenburg von der andern Seite eintrat. „Allein hier?“ fragte er verwundert. „Ich sandte Sie ja hierher, um Clementinen einmal allein mit Ihnen zusammenzubringen.“

„Sie ist mit mir beinahe eine halbe Stunde allein gewesen.“

„In der That? Das freut mich. Und haben Sie diese Momente zu benutzen verstanden?“

„Benutzt habe ich sie, verstanden muß ich's nicht recht haben. Fräulein Clementine waren so gnädig, mir Herz und Hand abzuschlagen, einen Korb zu geben!“

„Was — einen Korb. Ist das Mädchen nicht recht bei Sinnen? Ihnen, mein lieber Flügel, einen Korb, Nein? es ist bloß Scherz gewesen,“ rief Jeremias.

„Ernst — bitterer Ernst war es. Sie können sich darauf verlassen, verehrter Herr!“ sagte Flügel ärgerlich.

Herr Starkenburg erschrak, hatte der Diakonus am Ende doch Wahrheit gesprochen. Konnte nicht vielleicht eine „Liebelei“ zwischen dem Schauspieler und Clementinen bestehen? Herr Jeremias war weit entfernt, darin eine Sünde zu sehen, aber doch fest entschlossen, dem Mädchen die einfältige Grille, die sich gar nicht für die Tochter eines Kauf- und Handelsherrn schicke und möglicherweise noch ein Gerede veranlassen könne, zu bestätigen. Er bat deshalb den jungen Flügel in ein Nebenzimmer zu treten und ließ seine Tochter rufen.

Clementine erschien sogleich; auf ihrem Gesicht stand Spannung und Erwartung deutlich geschrieben, daß der Vater schon in den Morgenstunden nach ihr begehrt hätte, war höchst selten vorgekommen, sie ahnte den Zusammenhang indes klar, als sie

Herrn Jeremias finstres Gesicht erblickte und sich angeredet hörte: „Eienchen — Du bist in schwerem Anklagezustande.“

„Und wer sind meine Ankläger?“ forschte Clementine immer noch mit einem Anflug humoristischen Trozes.

„Herr — nun rathe.“

„Herr Diakonus Sanft!“ brach Clementine zur Unzeit entrüstet los.

„Ei sieh da,“ lächelte Herr Starkenburg und nahm eine Prife aus der großen silbernen Dose, die neben ihm stand. „Du weißt also schon, worin dein Vergehen besteht. Ich sollte Dich recht strafen.“

„Eines Vergehens bin ich mir nicht bewußt, was zu bestrafen wäre,“ sagte Clementine stolz.

„Nun, ist es nicht strafbar — hinter dem Rücken der Eltern — so gewisse kleine zärtliche Herzensaffairen anzuknüpfen? — Wie?“ fragte Herr Starkenburg noch immer lächelnd.

Clementine begriff ihren Vater nicht. Wie sie ihn kannte, war sie auf heftigen Zorn — ja sogar auf Wuthausbrüche gefaßt gewesen. Deshalb hatte sie den heutigen Tag mit bangen Gefühlen erwartet, deshalb hatte sie trotzdem, daß ihres Vaters Worte „meine Tochter sollte einen Schauspieler lieben“ ihr schwer auf's Herz gefallen waren, aufgeathmet, als ihr Vater der Denunciation nicht glaubte. Er mußte indeß doch überzeugt worden sein, dann aber war sein Ton nicht zu erklären. Sie begnügte sich zu erwidern: „ich weiß nichts von einer kleinen Herzensaffaire. Dergleichen überlasse ich meinen Puzmachermädchen.“

„So hat der Pfaffe doch gelogen“ murmelte Herr Starkenburg — beschloß noch einmal auf den Busch zu schlagen. Er sagte daher etwas ernster: „ich würde Dir die kleine Angelegenheit verzeihen — ich bitte mir aber aus, daß Du Herrn Flügel als Deinen Verlobten betrachtest.“

In diesem Moment wurden in dem Zimmer, wo Herr Flügel den Ausgang dieser Unterredung erwartete, Geräusch und kurzer Wortwechsel hörbar.

„Herrn Flügel kann ich nicht heirathen, da ich ihn nicht liebe“ versetzte Clementine.

Raum hatte sie ausgesprochen, so traten Madame Starkenburg und Herr Sanft Hand in Hand ein. Auf der Schwelle hatten sie noch Clementinens letzte Worte vernommen, Herr Jeremias schaute verwundert auf, als der Diakonus ohne weitere Begrüßung sehr laut und gemessen, fast feierlich sagte: „warum wollen Sie den vom Vater Ihnen bestimmten Gatten nicht? „Weil Sie eine sündige Liebe und Lust zu dem Schauspieler Wellau zieht.“

„Ungefragt sprachen Sie Herr Diakonus — wie ein gebildeter Mann kaum zu einer Dame sprechen würde. Ob solz eine solche Frage muß unentschieden bleiben — so viel aber mögen Sie wissen: daß ich einen Denuncianten für das verächtlichste Geschöpf halte, das ich kenne.“

„In majorem Dei gloriam!“ rief die Augen abermals heuchlerisch verdrehend, Herr Sanft. Clementine schickte sich an, mit einem letzten verächtlichen Blick auf den jungen Priester das Zimmer zu verlassen. Aber Herr Starkenburg hielt sie zurück: „willst du nicht zuvor Herrn Sanfts Aussage widerlegen. Oder liebst Du den Komödianten!“

„Ich lüge niemals,“ erwiderte Clementine. „Ich liebe allerdings Alexander Wellau.“

Diese kurze Erklärung enthielt so viel Entschiedenheit, Schärfe und Festigkeit, daß sowohl ihre Eltern, als Herr Sanft für einige Augenblicke schwiegen. Dann aber begann Madam Starkenburg im weinerlichen Tone: „das also ist die Freude die wir an unserm einzigen Kinde erleben. Wie armen — armen beschimpften Eltern.“

„So handeln in diesen sündigen Zeiten Kinder gegen ihre Eltern? Und das Gerücht des Herrn sollte nicht vor der Thür sein?“ wimmerte Herr Sanft. Herr Starkenburg schwieg noch immer, auf seiner Stirn begann die Bohnader zu schwellen, ein wildes Zusammenballen der Hände ließ auf eine Explosion schließen, Clementine wich erschrocken einige Schritte zurück.

(Fortsetzung folgt.)

Tiberius Gracchus

Historische Tragödie in fünf Aufzügen
von

Moriz Seydricht.

Dritter Aufzug.

(Schluß.)

Alle Bürger (zur Linken und hinten stürmisch).
Die Urnen! die Urnen! Verrath!

Tiber (zu den Tribunen).

Was giebt's?

Rubrius.

Die Stimmurnen fehlen!

Tiber (mit einem langen, furchtbaren Blick auf den Senat).

Die Urnen fehlen? — so?

Recht gut! Dann, Römer! stimmt ihr mündlich ab —
Der Lehm soll uns nicht hindern! ein Zufall ist's!

Dritter Bürger.

Nein! nein! die Reichen stahlen die Urnen!

Alle Bürger (wüthend).

Die Reichen!

Verrath! (Großer Tumult im Volk, Murren.)

Tiber.

Beruhigt euch! 's ist nicht Verrath!

(Auf die neun Tribunen zeigend). Wir sind sämmtlich
einig über das

Gesetz — und unter uns ist kein Verräther!

Verlies nun, Schreiber, das Gesetz!

(Neuer Tumult. Murren. „Er soll nicht lesen“ —)
doch um

Den Lärm zu enden — um dies Mißtrauen zu

Beseitigen — zum Beweise unsrer Eintracht

Erhebt euch jetzt, ihr Volkstribunen!

(Alle Tribunen erheben sich. Nur Octavius bleibt, er-
bleichend, sitzen.)

Alle Bürger (wild, und theils freudig).

Octavius!

Octavius dort bleibt sitzen. Verräther! Verräther!

Der Schreiber (liest den Gesetzworschlag).

„Das röm'sche Volk beschließt“ —

Octavius (erhebt sich marmorbleich, spricht mit tief-
bewegter Stimme, mit verstärkter Miene sehr laut).

Halt! ich — verbiet' es!

Tiber (zusammenfahrend).

Octavius!

Octavius (fester, doch am ganzen Körper zitternd).

— Kraft des Vetorechts

Verbiet' ich die Lesung! (langsam den Sitz verlassend,
nach den Senatplätzen zuwankend).

Tiber (furchtbar betroffen).

Ha, wie? Octavius, mein Freund?

Octavius?

(Tiefe Pause allseitiger Bestürzung.)

Masica (erhebt sich).

Nach röm'schem Recht ist nun

Die heut'ge Volksversammlung zu vertagen!

Die Frage ist für jetzt erledigt. Geht nun

Nach Haus, Quiriten! Tiber entlass' das Volk!

So will es die Verfassung unsres Staats!

Tiber.

Halt' fest, mein Herz! Halt' fest! ihr Götter, schütz!

Mich jetzt vor Leidenschaft! Aufsteigt's in mir —

Wie? wach' ich denn? nein! nein! es ist nicht möglich!

Octavius, mein Freund — du — ein Verräther!

Ich hab's nur falsch gehört! du sprachst das nicht —

Und doch — (zieht Octavius ganz vor, daß sie allein stehen)

Octavius! komm hierher! Sei offen.

Du hast dich übereilt! gewiß! gewiß!

's war Uebereilung — nicht? — besinne dich,

Octavius!

Zweiter Bürger.

Seht nur, wie bleich Octavius dasteht —

Er zittert — schwankt — es zuckt ihm um die Lippe —

Es kämpft in ihm!

Tiber.

Du widerruffst's — nicht wahr?

Wirst dir nicht untreu! ja, du widerruffst's!

Dein bess'eres Ich weiß nichts von diesem Veto!

So ungeheuren, himmelschrei'nden Frevel

Kannst du am Freunde nicht begehn. Sag's laut:

Ein Irrthum war's — ich widerruf' mein Veto

Sprich nur dies einz'ge Wort! Ermanne dich —

Und — widerruf's!

Octavius (im furchtbarsten Seelenkampfe, faßt in
Thränen ausbrechend).

O mein Tiber!

Tiber (jubelnd).

Das war

Die Stimme meines Freundes! ja, das war

Des Herzens Stimme! nun bist du wieder — du!

Masica (laut).

Du sprachst dein Veto!

Tiber.

Ein übereiltes Wort

Zu widerrufen, das ist Mannespflicht!

Sieh', wie im Volk die Lava kocht! willst du den Fluch

Auf deine Seele nehmen, wenn dies Volk

Verzweifelt? nein! das wirst du nicht! nur Frevel

Kann unser Recht noch hemmen! du wirst nicht Mord —

Verheerung, wilde blut'ge Bürgergräuel —

Du wirfst nicht auf die Erde einen Fluch
Mit deinem Veto schleudern — der dies Reich
Hohngrinsend, wild zerreißt im Brudermord —
Die Folgen hast du nicht bedacht — und deshalb
Wirst du jetzt widerrufen!

Octavius (furchtbar kämpfend, aber immer von Nasica
durch furchtbar scharfen Blick im Schach gehalten).

Furchtbarer Kampf

Wohin? wohin mich wenden? hier blickt der Freund —
Dort der Senat — ein tiefer Abgrund gähnt
Vor meinem Leben auf — (reißt sich los) ich will!

Nasica (leise).

Bleib' fest! (sich über die Sessellehne
beugend, an der Octavius und Tiber spielen.)

Tiber.

(Ja zugleich.) } Du willst?

Nasica (leise.)

Dein Eid!

Octavius (halb ohnmächtig).

Ich — nein umsonst! ich kann
Nicht mehr zurück!

Tiber (faßt seine Hand).

Noch stehst du rein! noch ist
Die Menschheit nicht in die gemordet — noch,
Noch ist es Zeit! sprich's offen aus, wer dich
Verführte — nenne laut den frechen Buben,
Der uns're Herzen auseinanderriß!

Octavius (leise zu Tiber).

Tiber! ich gab mein Wort!

Tiber (leise).

Mie gabst du's und
Dem Volk! gedenk an jene Stunden, wo
Wie treu vereint in stiller Nacht für's Volk
Gewacht! wo der Geschichte heil'ge Schauer
Dein Herz — erweckten! halt' es, halt' es jetzt —
Was damals uns're Geister sich gelobten!

Nasica.

Sei's nun genug der Worte! der Tribun
Sprach reiflich überlegend, und besonnen
Sein Veto, wie sehr sein Herz auch kämpft. Es geht
Uns Allen nah! doch nicht das Herz — nur die
Vernunft kann hier entscheiden. (Hämisch.) „Wer frei
sein will,

„Der muß die Leidenschaft zu zügeln wissen.“
Auf denn, entlass' das Volk, Tribun!

Tiber (heerhaft zu Octavius).

Du nimmst

Es nicht zurück?

Octavius (tiefverflört).

Ich kann, Tiber! ich kann
Nicht mehr zurück!

Tiber.

Das Veto bleibt?

Octavius (zitternd).

Es bleibt!

Tiber.

Unwiderruflich?

Octavius (fast umsinkend an den Stuhl Nasica's.)
ja! un—wi—der—ruflich!

Tiber (wild und fast rasend zusammenfahrend.)

Auf dieses Menschen Herz hatt' ich gebaut,
Wenn Alles um mich wankte! Verflucht! wer an
Die Menschen glaubt! jetzt schützt mich, schützt mich,
Götter!

Alle Bürger (zurufen, wüthend, starkes tutti).
Nieder mit dem Verräther! nieder Octavius!
Nieder mit dem Veto!

Tiber (sich ermannend).

Halt! armes Volk! halt' ein!

Verzweifle nicht! wir wollen's doch erreichen!
Nachgeb' ich nicht. Verlaßt euch drauf. Laßt mit
Nur Zeit! — Verzweifelt nicht! was wir gebaut,
Dies einzige Wort soll's nicht in Trümmern schlagen!
Ich bringe das Gesetz euch durch, und ging's
Auch über meine Leiche! Zu niederträchtig
Sind die Mänke! fahre hin, Geduld!

(Sich immer mehr in die Höhe hineintredend.)

Fahr' hin lammstomme Milde! mordet ihr
Die Herzen selbst mit schwarzem Natterngifte —
Zerreißt ihr selbst das Heiligste des Lebens:
Die Mannerefreundschaft — dann wird hier Schonung
zum

Verbrechen! — O hört mich, hört mich, ew'ge Götter!
Die wilden Thiere hausen in Italien,
Doch sie, sie haben Höhlen — Ruhestätten —
Waldgrotten — haben doch in Sturm und Regen
Ein Obdach — aber diese röm'schen Bürger,
Die für Italien kämpften — die die Welt
Eroberten — sie haben nichts als — Luft
Und Tageslicht — sie schweifen unstät, jammernd,
Mit Weib und Kindern obdachlos umher —
Kein eigener Heerd empfängt sie — sie heißen Herr'n
Der Welt — und haben keinen Erdenkloß,
Um drauf zu sterben — —! o Narren glauben noch
An eu're Größe — bettelarme Römer!

Nasica.

Hältst du nicht inne? wie, Tribun? wirfst du
Das Volk noch nicht entlassen?

Tiber.

Das hoffe nicht!

Nein! nein! so endet's nicht. (Mit urplötzlichem genialen Entschluß imperatorisch vortretend.)

Kraft meines Amt's

Als Volkstribun gebiet' ich jetzt: man schließe
Die Läden — alle Hallen — Tempel. Wer's wagt
Als Magistratsperson in dieser Stadt
Geschäfte zu verrichten — eh' das Geseß
Zur Abstimmung gekommen ist — bestraft
Sei er! Kein Prætor soll Gericht eh'r halten —
Kein Opfer sei den Göttern eh'r gebracht,
Bis wir den Frevel sühnten — bis das Recht
Befriedigt ist! (zu zwei Aedilen) Aedilen, geht! ver-
schließt

Den Tempel des Saturn! die Zeit steh' still!
Verschließt den Schatz des Staats! nehmt meinen Ring,
Versiegelt Alles! (gibt ihnen seinen Siegelring.)
(Aedilen ab. Größte Bestürzung. Verzweiflung in der
Senatshalle. Tieffles Schwelgen im Volke.)

Zweiter Bürger (nach einer Pause).

Sie geh'n — gehorchen. Der Senat
Erbleicht! Nur Sylla dort lacht höhnisch! o wie wird
Dies Schreckniß enden?

Tiber (flammend).

Die öffentlichen Aecker

Vertheilen wir nun nach der Strenge des
Licinischen Gesetzes. Die Reichen, die
Den Freund so teuflisch mir verführten, schon'
Ich nicht. Sie geben alles ungerecht
Geraubte Gut heraus — und sollen nicht
Entschädigt werden!

(Tumult und Bestürzung.)

(Metellus, einige Senatoren und Appius stürzen
verweisend von ihren Sitzen zu Gracchus herab, flehend.)
(Tumult hinter der Bühne.)

Bürger (untereinander).

„Weh' uns! Triumph!“

Metellus.

O Volkstribun halt' ein!

Du stürzest Alles um auf diesem Weg!
Halt' ein!

Alle Bürger (zur Linken).

Wir stimmen ab, sei's mit Gewalt!
Stimmt ab! stimmt ab!

(Tumult hinter der Scene.)

Metellus.

Sieh', wie das Volk schon brennt!
Du kannst den Strom nicht halten, wenn er losbricht —
Es wälzt schon durch die Straßen sich. Unübersehbar
Wälzt sich's dort her!

Alle Bürger.

Stimmt ab! stimmt ab!

Marius (zu Tiber bei Seite).

Ein Wort

Nur gilt's von dir, Tribun! und ich entfessle das
Empörte Volk! Nur eines Winks bedarf's —
Ruf' zur Gewalt auf, und wir enden's kühn!

Metellus (und Senatoren knieend vor Tiber).
Auf uns'ren Knien fleh'n wir! lass' ab von dem
Geseß!

Alle Bürger (zur Linken fest).
Wir woll'n es so — es sei Geseß!

Metellus.

Der Aufruhr tobt schon himmelschwärgend in
Den Straßen! von deinen Lippen hängt jetzt Fluch
Ab oder Segen — soll Blut hier fließen — soll
Im wilden Bürgerkrieg dies ew'ge Rom — ?

Tiber (nach furchtbarem Kampfe zu Metellus blüßschnell
einfallend).

Sei's denn! steh' auf! Nun rathet mir, was soll
Ich thun? Zeigt einen Ausweg mir.

Metellus.

Wir wissen

Für uns hier keinen Rath! Verständ'ge dich
Mit dem Senat! Befrage ihn — ihn lass'
Entscheiden!

Tiber (kämpfend).

Wie? den — Senat? — Doch sei's! Versuch'
Ich's denn zum letztenmal mit ihm!

(Murren, Unruhe im Volk, das gegen Tiber eine drohende
Haltung annimmt. „Was will er thun?“)

Tiber (gebieterisch).

Seid ruhig!

(Alles ruhig.)

Metellus.

O Götter! gebt nur diesmal uns den Frieden!
(Mit den Senatoren wieder nach den Senatssitzen.)

Tiber (zum Senat gewandt).

Ehrwürd'ge Väter dieser Stadt! noch einmal
In der Bedrängniß dieser ernstesten Stunde
Hört mich! Verlegen wollen wir euch nicht —
Denn über Alles steh' die Eintracht! Wie woll'n
Nur unser Recht! Vertragt es nicht! ihr seht,
Wie weit der stillste Mensch getrieben wird,
Wenn niedr'e Schlaueit heil'ges Recht verwirrt —
Vertragt nicht unser Recht! sinnt nicht auf Fristen!
Geht heut' dem Volk voran mit edler Milde!
Denkt an den heil'gen Berg! an das, was damals
Die Väter thaten! Wie heute bebte Rom —
Sie gaben nach, und flott trieb unser Schiff
Mit günst'gem Götterwind durch Sturm und Wellen.
D reizt das Volk nicht auf zum Außersten!
Die Erdenklöße werden euch nicht hindern,

Gilt's Rom zu retten! An jene Armen denkt —
An Curius, Camillus! ihre Armuth,
Sie war der größte Reichthum Rom's: der Pflug
Macht Völker glücklich — nicht das Schwert!
Gerechtigkeit war uns're Muttermilch —
Sie strömt aus römischem Gemüth in's Mark
Der Völker — zurückgedrängt, ihr Väter, Väter!
Verpestet sie das Lebensmark des Staats!
Was ihr versprochen — haltet's! und rüstig soll'n
Die Scholl'n sich rüh'n — die Aecker freudig dansen —
Die Früchte schöner, üppiger erblüh'n!
Bewilligt frei — was ihr nicht hindern könnt:
In diesem Sinne laßt uns unterhandeln!

Masica (trozig).

Wie unterhandeln nicht mit dir, Rebell!
Wie halten fest an uns'rem Recht — und hassen
Die Neuerungen!

Tiber (wild).

Dann fahre hin, Senat!
In deiner Blindheit! deiner frechen Habsucht!
In Wollust grabe dir dein eig'nes Grab!
Grab' zu — grab' zu! der ganzen Römerwelt
Ein Grab — ein Grab! pfui! Erde, Staub und Moder!

Masica.

Chrsücht'ger Demagog! Gesetzverächter!

Tiber.

Wie? Hohn und Schimpf — wo ich will Frieden stiften?
Herbei, Aedilen! (kämpft mit einem großen Entschlusse —
hofft, ein Senator werde sprechen. Pause.)
Spricht kein Senator? — — keiner?
Ich miede gern das Aeußerste — allein
Ist seh', es ist hier keine Wahl gegeben!
In diesen starren Marmorfelsen schlägt
Kein fühlend Herz! (zum Senat mit wildem, ver-
zweifeltem Humor.)

Mir ist's um's Ganze — hört ihr's?

Um's große Ganze handelt sich's, und nicht
Um Krämerpreise, geiz'ge Schacherseelen! — —
Es giebt hier keinen andern Ausweg — nein!
Nein! die Gemeinheit soll nicht triumphiren!
Zumult im Volk auf und hinter der Bühne. Furchtbares
(ungehört'ses Murren.)

Marius (zu Tiber, bei Zeit).

Der Aufstand wächst! sie harr'n zum Schlagen nur
Auf das Befehlswort! sprich's aus, denn ohne dich
Woll'n sie nichts thun — entscheide dich! schlag' los!

Tiber.

Verräther! wer hier zu den Waffen greift!
Das wage Keiner. Gesetzlich schütz' ich euch —
Nur so beschütz' ich euch! auf das Gesetz
Grund' ich die Freiheit, nicht auf Faustgewalt!
Woll't ihr euch selbst enteignen — gut! so seid —

Der Freiheit ihr nicht werth — und dann, ja dann
Verlaß ich euch!

Zweiter Bürger (und mehre Andre).

Seid still! seid still! Gehorcht!

Tiber (nach einer Pause großen Kampfes zu Octavius,
der verlegen, unsicher dasteht).

Du schweigst noch immer? wie? Octavius!

Du siehst, es martert fast zu Tode mich —

Und dich ergreift nicht Reue? komm' her! sag' mir's
In's Ohr, war's deine Ueberzeugung?

(Octavius blickt scheu zur Erde, des Tiber's Anblick
beständig meidend).

Dies Schweigen

Sagt mehr als tausend Worte! (seine Hand fassend
und ihn zum Ansehen zwingend.)

Sieh' mich an!

Octavius.

Bernichtet mich, ihr Götter! dieser Blick
Durchbohrte mir die Seele!

Tiber.

Volkstribun!

Denk' an dein Amt! (Octavius reißt sich los, wendet
sich nach der Senatshalle.)

Ha, wie? du wendest dich

Mit schwankem Schritte zum Senat? wohl an!
Jetzt soll dein Veto uns nicht hindern — Hier giebt's
Noch einen Ausweg, Volksverräther! — Das Volk
Entscheide zwischen dir und mir, Tribun!
Ich trage darauf an, daß jetzt — gleich jetzt
Das Volk sein Urtheil fälle über uns.
Du oder ich — doch Einer muß jetzt weichen! —

Masica.

Halt ein! das da ist freche Neuerung
Und unerhörte Tirannei, Tribun!

Tiber.

Hier gibt das Volk sich selbst Gesetz — hier hat
Der römische Senat nur — seine Stimmen —
Nichts mehr — nichts weniger. Er kann hier
nicht gebieten!

Das Volk gab uns das Amt und kann's auch
nehmen —

Das ist das erste Grundgesetz der Freiheit —
Kein andres Mittel giebt's — gesetzlich das
zu enden —

Scävola (erhebt sich würdevoll, aber sanft.)

Volkstribun! du irrst. Das ist
Gesetzlich nicht. Du brichst die römische
Verfassung. Das ist Gewalt!

Tiber tiefbetroffen.)

Ha, Scävola!

Auch du? wo bin ich? wohin treibt mich mein
Schicksal?
Wie? auch Scävola?

Nasica.

Nach röm'schem Recht ist jeder
Der Volkstribunen unverleßlich!

Tiber (beim Anblick Nasica's gleich wieder aufschäumend)

Woh!!

Wenn er dem Volke schurkisch nicht sein Recht —
Wenn er nicht göttliches und menschlich Recht
Mit Füßen tritt — ja unverleßlich sind
Die Götter — doch Octavius schändet sie —
Der Götter wegen ist er unverleßlich —
Ja! unverleßlich war'n die Kön'ge als
Gerecht sie herrschten — als sie frevelten —
Verjaget ihr sie! die Vestalinnen
Sind unverleßlich nur, so lang sie keusch sind,
Denn sonst begrabt ihr sie lebendig — o!
Auf todte Silben kommt's nicht an!

Nasica (höhnisch.)

Doch! doch!

Die Silben tödten — doch sie sind nicht todt!
Der röm'schen Staatsverfassung Worte sind
Nicht — todte Silben! weh dem — der sie tödtet!

Tiber.

Stimmt nach den Tribus ab! entscheidet! wer
Des Volkes Recht so frech verletzt — der kann
Nicht unverleßlich sein! Tribunen, wie?
Stimmt ihr dagegen — wohl! dann füg' ich mich!

Octavius.

Ich nicht! ich unterwerfe diesem Spruch
Mich nicht. Nie, nimmermehr!

Alle Bürger.

stimmt ab! stimmt ab!

Tiber (zu den Tribunen.)

Tribunen! hab' ich Recht? soll es so sein?
Die Tribunen (sich erhebend zugleich mit dem
ganzen Volk.)

So sei's!

Rubrius.

Auf Schreiber! da die Urnen fehlen,
Die man uns raubte — ruf' auf zum Stimmen jetzt
Die Tribus! ich ruf' dann das Urtheil aus! —
(Bestürzung im Senat.)

Nasica (zu Sylla.)

Die Frechheit soll er büßen!

Metellus.

Wir sind verloren!

Sylla (lacht.)

O nein! wir sind gerettet! so vernichtet
Er sich nur selbst — nicht uns!

Der Schreiber (hat seinen Platz verlassen, tritt
zur ersten Tribus, die theils auf, theils hinter der
Bühne angenommen werden. Das Ausrufen erst stark,
dann, wenn er hinter der Scene ruft, leiser, dann
wieder stärker, anschwellend als kame er näher, bis
an der linken Vordercoullisse dann der stärkste Ruf
erschallt.)

Zum Stimmen ruf'

Ich auf des röm'schen Volkes erste Tribus.
Was ist ihr Wille? wen will sie entsetzen —
Octavius oder Gracchus? — Die erste Tribus?
Die erste Tribus (tutti, die Hände hoch erhebend.)
(Laut.) Octavius!

Schreiber (zur zweiten Tribus.)

Die zweite?

Die zweite Tribus (laut.)

Octavius!

Schreiber (zur dritten Tribus.)

Die dritte?

Die dritte Tribus.

Octavius.

Octavius (todtbleich, wankt vor, bebend.)

O! jedes dieser Worte mordet mich!
Weh mir!

Tiber (tritt zu ihm, bei Seite.)

Treib's nicht zum Aeußersten, Tribun!
Noch ist es Zeit! das war mein Wille nicht,
Dich so beschimpft zu seh'n —

Schreiber (zur siebenten Tribus.)

die siebente (in die Coullissen zeigend)

Die siebente Tribus.

Octavius! (Schwächer.)

Schreiber (hinter der Coullisse.)

Die achte?

Die achte Tribus (Schwächer.)

Octavius!

Tiber (faßt Octavius, zieht ihn vor.)

Komm', hör' mein letztes Wort!
Durch mein Geseß verlierst du viel. Mein Hab
Und Gut biet' ich dir an — will Alles dir
Ersetzen — ich will nur deine Seele retten —
Die du (ihn furchtbar ansehend)
— verkauftest — (stößt ihn von sich) ja! du — bist
bestochen!

Octavius (verstockt.)

Ha! er verachtet mich! nun ist mein Weg
Entschieden — und für ewig! (geht auf seinen Tri-
bunensitz.)

Schreiber:

Die fünfzehnte? (leise anschwellend.)

Die fünfzehnte Tribus.

Octavius (ebenso.)

Schreiber.

Die sechzehnte?

Die sechzehnte Tribus.

Octavius! (stärker.)

Schreiber.

Die siebzehnte?

Die siebzehnte Tribus.

Octavius! (immer stärker)

Tiber (zum Schreiber nach hinten rufend)

Halt ein!

(Große Bestürzung im Volk. „Wie? was?“)

Stimmt noch nicht weiter! (zu Octavius)

— nur Eine Stimme noch,

Dann ist's entschieden! Widerrufst du nicht?

Octavius (verstockt auf dem Tribunenplatz.)

Nein! nein! thu' nur, was dir beliebt!

Tiber.

Fahr' in

Die Hölle! Bube! stimmt ab! wir sind zu Ende!

Euch aber, Götter! ruf' ich an als Zeugen,

Daß nur des Staats Gefahr so weit mich trieb!

Schreiber.

Die achtzehnte?

Die achtzehnte Tribus.

(Gracchus' Partei, erster, zweiter, dritter Bürger u. s. w. ganz stark und wild.)

Octavius!

(Der Schreiber geht nach seinem Platz zurück.)

Rubrius (erhebt sich.)

Der Stimmen Mehrheit hat

Entschieden für Tiber! Octavius, kraft

Des Volkes Willen bist du abgesetzt —

Leg' deinen Mantel ab! verlaß den Platz!

Du bist nicht mehr Tribun. Zugleich entschied

Die Mehrheit für die Ackerläge — sie

Sind angenommen. Für die Vollziehung des

Gesetzes sind Triumviren zu ernennen —

Und beide Gracchen schlag' ich hiermit vor!

Alle Bürger.

Die Gracchen! die Gracchen!

Rubrius (zu Octavius).

Octavius! tritt ab!

Dein Urtheil ist gesprochen!

Octavius.

Ich weiche nicht!

Tiber.

Du weichst nicht? wie? du treibst uns immer weiter?

Ihr Freigelass'ne! auf! greift ihn! zieht ihn

Herab vom Rednerstuhl — kraft meines Amtes

Befehl' ich's! —

(Freigelass'ne stürmen von den hintern Volksitzen zum Octavius hinauf.)

Masica (zu den Freigelass'nen).

Halt! der Senat verbietet's!

Tiber.

Der kann

Dem Volk hier nichts befehlen — nichts verbieten —

Es schweige der Senat! zieht ihn herab —

Ich der Tribun, gebiet' es!

(Freigelass'ne ziehen ihn herab.)

Viele Bürger.

Herab mit ihm!

Octavius (mit zerriss'ner Toga).

O schimpflich! doch — ich räch' es!

Alle Bürger (vonder Linken auf Octavius los, wüthend).

Nieder! nieder!

Nieder, Verräther!

Bürger (zur Rechten ihn schützend).

Schützt ihn! holt Bänke! holt Stöcke!

(Umultgruppe. Kampf. Octavius umringt vom Senat Tiber deckt ihn mit seiner Brust.)

Tiber.

Halt ein, ihr Rasenden! halt ein! steht ab

Vom wilden Bürgerkampf! der Ort ist heilig!

Octavius! zieh' hin in Frieden! —

(Das Volk bildet eine Gasse, durch die Octavius vom Senat geleitet schwankend abzieht, in mauerisch bewegter Gruppe.)

Dem Tod

Verfällt, wer ihm ein Haar nur krümmt!

(Vorhang fällt schnell.)

Bücherschau.

Die Göttin. Ein Hoheslied vom Weibe von Rudolf Gottschall. Hamburg, Hoffmann und Campe 1853.

In dieser Ueberzeugung hat uns Gottschalls Gedicht von neuem befestigt. Nicht daß wir dasselbe für etwas ganz vollendetes, keiner Kritik raumlassendes hielten. Aber die Bedeutung, in welcher uns hier Gottschalls Talent, das wir seit der „Blinden von Alcara“ stets höchlich respektirt haben, erscheint, die sprachliche Pracht und die tiefen Ideen der „Göttin“ veranlassen, uns die Aufzählung kleiner Mängel zu unterlassen. Wir sind, unsern blasirten Salonhelden sei es gedankt! bereits so weit gekommen, daß wir über das Erhabenste und Herrlichste hinaus sind. Sind doch viele sogar über sich selber hinweg (was allerdings eine eigenthümliche Situation sein mag) warum nicht über einen edeln Dichtergeist, der Form und Gedanken mächtig durch das Maas der Schönheit regiert. Es ist eben alles schon dagewesen.

Wir wissen nicht, ob die Gottschallsche „Göttin“ bereits große Beachtung im „Publikum“ gefunden, wir fürchten aber, daß dies nicht der Fall sei. Seit dem Triumphzug, den Ritter Oskar ohne Furcht und Tadel in die Herzen und Bücherchränke unserer Gebildeten gethan, seit diesem sind wir mißtrauisch geworden, — und dann auch, wer möchte wünschen, daß die „Göttin“ ihren Platz neben der „Amaranth“ erhielt? —

Phantasie und Charakter! Das ist Alles, was unsre Poeten brauchen, um von neuem ein classisches Zeitalter deutscher Dichtkunst erstehen zu lassen. Aengstlich spähen wir darnach bei jeder neu auftauchenden Größe. Warme, wahre und echte Phantasie haben wir bei Gottschall gefunden, ein Charakter schien aus seiner Dichtung zu sprechen — die eiserne Consequenz, mit der er trotz des ungünstigsten Erfolgs seine dramatischen Bestrebungen fortsetzt, bürgt uns völlig dafür.

Die Kraft vieler modernen Poeten: der Welt-schmerz geht Gottschall glücklicherweise ab. Wohl fällt auch er manchmal in bittere Klagen, aber immer ist es noch die energische Männlichkeit, die sich aus seinen bitteren Worten, oder schmerzlichen Zornausbrüchen herausfühlen läßt. Siegesfrisch ist die Einleitung, die herrliche Dithyrambe: „Das Weib,“ schwankend wird er nur im letzten Theile, in den „Delirien.“ Um auf der Höhe, auf der er begonnen, auch zu enden, mußte etwa ein glühender Epilog das Ganze schließen. Dies schnelle Verklingen des Gedichts berührt — wir wollen nicht sagen unangenehm, aber eigenthümlich, es bleibt das dunkle Gefühl, zurück als ob noch etwas fehle, man kann sich nicht anders helfen, als die Einleitung

noch einmal und immer wieder zu lesen. Doch ist das lediglich ein individuelles Gefühl und demnach unmaasgebend.

Fassen wir am Schlusse das Gesagte zusammen, so stellt es sich heraus, daß die Göttin trotz verschiedener Fehler, (wir wiederholen es noch einmal ausdrücklich: unwesentlicher Fehler) das bedeutendste Gedicht ist, welches uns die letzten Jahre gebracht haben. Wenngleich von der epischen Einheit noch keine Rede ist, so zeigt sich doch das ernsteste Streben, etwas festes, innerlich und äußerlich abgeschlossenes und harmonisch Gestaltetes zu schaffen, so ist doch die glühende Phantasie, welche vorherrscht und nicht jener reflektirende Verstand, der mit dem Reim nur zu oft Mesalliance schließt; das möge uns genügen und mit hoffnungsvoller Spannung des Dichters neuem epischen Gedicht: „Karl Zeno,“ an welchem er jetzt arbeitet, entgegen sehen lassen. ○

England im Jahre 1851. Von Friederike Bremer. Aus dem Schwedischen. Altona, Dirksen und Ingwersen, 1853.

Friederike Bremer! Ein angenehmes Murmeln durchläuft die Kaffeegesellschaften der „Damen“ — der Theetopf schäumt mächtig in die Höhe, gleich als wollte er seinen Beifall spenden, seine Geschichtschreiberin, seine Sappho — das ist Friederike Bremer — die Tochter des freien kräftigen Nordlands, die Sappho des Theetisches — es giebt vieles, worüber sich einer Gedanken machen kann, auch ohne Spinoza und Hegel studirt zu haben.

Die schwedische Schriftstellerin, wahrscheinlich durchdrungen von dem Geiste der Neuzeit, hat mit ihm fortgehen wollen. Das Haus, die Töchter, die Nachbarn haben ihr nicht mehr genügt, sie ist hinausgetreten auf den Markt des Völkerlebens, sie hat das stolze Albion besucht und ein Buch geschrieben: „England im Jahre 1851.“ Wenn wir ihren saft- und kraftlosen, blassen, gespreizten Romanerzeugnissen ungefähr dieselbe Berechtigung einräumen, wie die Musiker den blinden Geigern den Bergleuten auf Messen und Märkten: sich ein paar Pfennige des Mitleids und der Anerkennung zusammenzubetteln, so müssen wir doch ganz energisch dagegen protestiren, vom Standpunkte einer verfrömmelten Dame mit dem Strickstrumpf aus Raisonnements über Englands Institutionen und große Männer zu hören, — wenn Shakespeare „zu gewaltig“ zu titanisch erscheint, der mag nichts über ihn schreiben, wenn er nicht ausgelacht werden will, bei uns würde dies unfehlbar geschehen — ob es in Friederike Bremers Vaterlande auch der Fall ist,

wissen wir nicht, hoffen es aber. Die Verehrer der gemüthlichen Literatur, die bekanntlich alles verdauen, werden auch dies Buch ihrer Lieblingsautorin

lesen, die innern Missionisten werden viel für sich darin finden, Vorzüge, die wir dem zweihäftigen Bande gern zugestehen wollen. ○

Reuilleton.

Literatur.

Eine merkwürdige Schwester unserer Abend-Zeitung. Aus einer „Geschichte der französischen Journalistik“ ersehen wir, daß 1848 unter dem Titel „Abendzeitung von Paris“ eine Deutsche Zeitung redigirt von einem Herrn Berthold in der einzigen Nummer vom 24. Mai erschienen ist.

Uffo Horns Novellen. Uffo Horns historische Erzählungen „Aus drei Jahrhunderten“ sind in einer zweiten veränderten Ausgabe erschienen.

Militairisches Dichteralbum. Ein solches giebt ein Herr Kletke bei Brandis in Berlin heraus.

Musik.

Der Ring der Nibelungen. Richard Wagner hat sein Bühnenspiel für drei Abende und einen Vorabend“ in der Wortdichtung unter obigem Titel vollendet, und wird nun an die weitere Ausführung an die Composition gehen.

Correspondenz.

○ Leipziger Wochenchronik.

Beinahe liegt ein halbes Jahr hinter uns, seit die „Saison“ des hiesigen Stadttheaters begonnen, und nicht kürzer ist es, daß wir uns von der Thätigkeit einer neuen Regie die besten Resultate versprochen. Wir sind in unsern Erwartungen enttäuscht worden. Dieselben haben sich nicht in dem Maße bestätigt, wie wir wohl ein Recht hatten zu hoffen.

Es ist wahr, man ist durch die glänzenden Jahre der Schmiedtschen Dierktion gewöhnt worden, Anforderungen an die hiesige Bühne zu machen, wie sie einestheils das Publikum selbst nicht macht — andernteils die pecuniär eingeeengte Leitung des Theaters beim besten Willen nicht erfüllen kann.

Es ist ein großer Uebelstand, daß die Bühne einzig und allein von der Gunst des Publikums

abhängt, — allein dieser Umstand giebt der Dierktion und Regie nicht das Recht, ein Repertoire zu bieten, wie es Leipzigs, wie es des Theaters einer Stadt vom ersten Range völlig unwürdig ist. Wenn wir der Dierktion das Repertoire billig nachsehen, wenn wir ihr von sechs Spielabenden, vier für das Alltägliche, dem verdorbenen Geschmack des großen Haufens stöhnende, zugestehen, so bleibt uns und allen Gebildeten wohl das Recht, wenigstens zwei Abend Kunst zu fordern, für vier Abende Handwerk!

Das nächste hierzu Thunende wäre unstreitig die Einrichtung, welche andere Städte getroffen haben jeden Sonnabend unbekümmert, um die größere oder geringere Einnahme ein classisches Stück aufzuführen, zu adoptiren. An solchem Abende könnten sowohl Schiller, Höpfe, Shakespeare, Calderon, Racine, Voltaire, Heinrich von Kleist als auch die besseren Dramatiker der Neuzeit: Gutzkow, Freytag, Laube, Klein, Hebbel, Gottschall, Otto Ludwig, Moriz Hendrich ic. zum Verständniß des Publikums gebracht werden, einige Abende würden die Zuschauerräume sehr leer sein, dann aber sich allmählig doch füllen. Auf solchen Vorschlag kann kein Einwurf gemacht werden, was die Theater von Stettin, Königsberg ic. gethan haben, wird sich hoffentlich auch noch in Leipzig durchführen lassen. Wenn freilich Arnold Schloenbachs „Gustav III“ nur deshalb nicht zur Aufführung gelangen kann, weil eine „Kleinigkeit“ in der Besetzung, nämlich ein Intriquant und Charakterspieler fehlt, wird sich auch die Sache mit der Tragödie nicht arrangiren lassen. Wenn aber auch das nicht wäre, wie müssen uns gestehen, daß man hier keinen guten Willen hat, und nur ganz zufällig dem Publikum einige genießbare Brocken der neuen dramatischen Poesie hinwirft*.)

Ein solcher war auch die vor einiger Zeit stattgehabte Aufführung des Schauspiels „Mennchen von Tharau“ von Bernhard Wohlmut. Der Dichter des Stückes ist soviel wir wissen ein jüngerer Lyriker, der in Baiern lebt und mit seinem Schauspieler nicht die Beachtung erregt hat, die

*.) Wir behalten uns vor, in einer der nächsten Nummern verschiedenes über die Mitglieder des hiesigen Stadttheaters zu sagen.

dasselbe wohl werth gewesen wäre. Das Ganze ist, wenn auch etwas anekdotenhaft zugespitzt, recht nett angelegt und die Sprache poetisch und blühend. Das Ganze behandelt die Entstehung des schönen zum Volksliede gewordenen Gedichtes „Mennchen von Tharau.“ Gegeben wurde das kleine Schauspiel trefflich, besonders befriedigte Herr Rudolph (Simon Dach, Professor der Poesie zu Königsberg.)

„Flotow's „Indra“ hat auch bei der Wiederholung nicht durchdringen können — die eifrigen Verehrer des Componisten geben indeß die Hoffnung noch nicht auf. Das Publikum, sagen sie, „laborirt“ noch am „Tannhäuser“ — dies wird sich verlieren. Sie könnten recht haben, dem Meßpublikum gelingt es vielleicht, die Indra auf den Thron zu heben, welchen „Stradella“ und „Martha“ bereits einnehmen. Uns ist dies am Ende gleichgültig, wir bedauern nur, daß der „Tannhäuser“ ebenso wie Flotow's Oper „Zugstück“ für die Messe werden soll. — Am 12. d. M. gastirte Mitterwurzer in Marschners „Templer und Jüdin.“

Für die nächsten Tage findet die Benefizvorstellung der Regisseure statt, in derselben werden als dann zur Aufführung kommen: „Junge Männer, alte Weiber“ ein zweiaktiges Lustspiel Theodor Apels, und „das Lied an die Freude“ ein lyrisches Drama von Fr. Schmidt. Außerdem Hardt's „Dachsenmann.“ —

In den Gewandhausconcerten sang Fräulein Therese Schwarz vom Hofopertheater zu Berlin. Beethovens unsterbliche neunte Symphonie wird, so viel wir hörten, in dem letzten derselben zur Aufführung kommen. — Einer Soiree, welche Herr Johannes Wolf von Ehrenstein, ein junger Componist aus Dresden, vor einem eingeladenen Publikum gab, und von dem in Leipziger und Dresdner Blättern viel Lobhudeln gemacht wurde, konnten wir nicht beiwohnen, doch vernehmen wir von kompetenter Seite her, daß dies ganze öffentliche Auftreten zu den verfrühten gezählt werden müsse, daß der junge, erblindete Componist, Talent und Streben zeige, sich aber nicht über das gewöhnliche Salonsstück hinaus zu erheben vermöge. Gehen wir schließlich zu dem gegenwärtig in der Centralhalle aufgestellten Gemälde des Mississippi-thales von Herrn Lewis über, welches jeden Abend vor einem ziemlich zahlreich versammelten Publikum sich entrollt, und dasselbe in anmuthige Täuschung nach dem Lande der Zukunft versetzt. Das Lewis'sche Gemälde ist mit großem Fleiß und anerkennungswerther Treue ausgeführt, es ist wohl geeignet dem aufmerksamen Beobachter ein lebenswarmes Bild von Amerika zu geben. Die öffentliche Schaustellung aber an bestimmten Abenden hat machen Uebelstand mit sich geführt und verleiht der Sache einen allzu theatralischen, hier gar nicht am Plage seienden Anstrich. Der Aufgang und Niedergang

des Mondes läßt sich noch mit ansehen und es gewährt auch einen recht hübschen Anblick die prächtige gemalte Landschaft in dem künstlichen Mondlicht zu erblicken. Aber ein Gewitter, bei welchem man Fäustetrommeln statt des Donners hört (was beiläufig gesagt im schlechtesten Theatrum mundi besser executirt werden müßte) ist dem Zwecke der Darstellung durchaus unwürdig. Störend wirkt ferner die Pianofortebegleitung, wie soll man in der Stimmung bleiben, wenn man eine Polka erklingen hört? Wir wünschen, daß Herr Lewis an dem Gemälde, dem wir eine so treffliche Belehrung und Unterhaltung danken, diese kleinen Uebelstände beseitigen möge.

Magdeburg, Ende Februar.

Therese Milanollo hat drei Mal hier concertirt; zum dritten Male im Schauspielhause. Das erste Mal hat sie das Publikum entzückt und in einen wahren Rausch von Exaltation versetzt, — das zweite Mal hat sie sehr gefallen. Man wird sagen: „Ihr unterscheidet sehr — sehr weise Herzog!“ es ist aber so, und der verschiedene Eindruck hat seinen Grund lediglich in der Wahl ihrer Concertvorträge. Im ersten Concert trat sie mit der „Fantaisie élégiaque“ — dem Glanzpunkte ihres Spieles auf, während sie im zweiten Concerte mit der Fantasie militaire begann, dadurch dem kritischen Urtheil Spielraum gab und erst dem mit unvergleichlichem Vortrage des Ave maria die Herzen wieder in Aufregung brachte. Der größte und wir möchten sagen, unerreichte Zauber ihres Spieles liegt also in einem wunderbar schmelzenden, tief innigen, klagenden Ausdruck, welcher in ihrer Individualität seine Begründung erhält.

Wir haben Gelegenheit gehabt zu bemerken, daß selbst solche, die als scharfe Kritiker bekannt sind, und zu den stets Unbefriedigten gehören, von der Fantasie élégiaque tief bewegt erschienen. Eine würdige Unterstützung bei ihrem Concerte erhielt Fr. Therese M. durch Fr. Buch aus Leipzig.

Beide Damen stehen hier unter besonderer Protection des Buchhändler Heinrichshofen, dessen Haus schon seit dreißig Jahren zu den musikalischsten der Stadt Magdeburg gezählt wird.

Außer dem Auftreten Therese Milanollo's ist in künstlerischer Hinsicht hier nichts von Bedeutung vorgegangen. E. S.

Meißen, Anfang März.

Unsere Theatersaison, die vom October bis Ende v. Monats währte, ist nun vorüber, und es dürfte nicht uninteressant sein, einige nähere Mittheilungen

über das Repertoire desselben und einige andere hiesige Theaterverhältnisse zu erhalten.

Das hiesige Stadttheater ist seit vorigem Jahr auf Actien neu erbaut nach Angabe des Buchhändlers Dr. Romberg, der sich wesentlich mit architektonischen Interessen beschäftigt hat, und macht, was Geschmack und Zweckmäßigkeit der innern Bauart betrifft, wohl manchem größern Stadttheater den Raum streitig. Für ein solches Haus und ein durch die Mühe Dresdens verwöhntes Publikum verlangte man auch eine bessere Schauspielergesellschaft und Leitung als die meisten wandernden Truppen sie zu bieten haben. Die Gesellschaft des Herrn Tige war als eine der besten engagirt worden — da aber nach kurzem Hiersein die besten Mitglieder kündigten, nahm Dr. Romberg als Intendant die Leitung der Gesellschaft selbst in die Hand, die Opern dirigierte der hiesige Musikdirektor Hartmann.

Opern sahen wir: Martha, Belisar, Freischütz, Montechi und Capuletti, Lucrezia Borgia, Teufels Antheil, Alessandro Stradella, Fra Diavolo, Weiße Dame, Stumme von Portici. Hofopernsänger Rudolph aus Dresden gastierte zweimal als Stradella, dreimal als Masaniello.

Neuigkeiten wurden gegeben: der geheime Agent von Hackländer (dreimal mit vielem Beifall.) Das Herzvergeffen, von Puttitz (zweimal), Mitten in der Nacht, Englisch von Görner, Hr. Hoffschauspieler Jank aus Dresden gastierte darin als Edward Gibbon zweimal, „Das Lügen von Benedix, „Räthchen“ von Th. Apel, das letzte mit Gastspiel der Frä. Linke aus Leipzig als Katharina Reiner (über welche Sie schon Berichte haben.), „Onkel Toms Hütte“ — die Berliner (Wollheimische) Bearbeitung, die wie überall auch hier allgemein mißfiel; zum Glück hatte sich gleich nur ein kleines Publikum dazu eingefunden, da es Jedermann einleuchtet, daß Onkel Toms Hütte kein dramatischer Stoff ist. „Prinz Lieschen,“ von Moritz Hedrich war dreimal gegeben worden, fand immer volles Haus und doch waren die Stimmen darüber sehr getheilt, ich selbst war leider durch Abwesenheit verhindert, es zu sehen.

Außerdem brachte das Repertoire, Mehreres von Gutzkow, Laube, Freitag, Benedix, Feod. Wehl u. verhältnißmäßig sehr wenig Birch-Pfeiffer- und französische Uebersetzungen. Es erhob sich sogar bis zum classischen in: „Räthchen von Heilbronn,“ „Wilhelm Tell,“ „Räuber,“ „Faust,“ „Don Carlos,“ „Kaufmann von Benedix.“

Fräulein Lina Schäfer vom Leipziger Stadttheater gastierte als Valentine, sowie in: „Liebe kann Alles“ und: „nimmt ein Exempel dran,“ und entzückte alles. Herr Hoffschauspieler Liebe aus Dresden gastierte als Mann mit der eisern Maske.

Die Lusttänzergesellschaft des Herrn Professor Gattrell gab drei Vorstellungen im Theater

und Herr Bernard Hildebrand Romberg aus Berlin ein Concert für Violon-Cello.

Man muß gestehen, für eine Mittelstadt mit diesem Repertoire zufrieden sein zu können, da auch die Kräfte der Darstellenden denselben angemessen waren. Das Zusammenspiel und die Oper ließ freilich Einiges zu wünschen übrig, aber selbst in den vorerwähnten classischen Stücken waren die Hauptrollen in guten Händen. Es wäre sehr zu wünschen, daß in jeder Provinzial und Mittelstadt die Kunst im Verhältniß so großen Anklang fände.

Wien, Anfang März.

Die Genüsse, welche uns in letzter Zeit zu Theil wurden, waren außergewöhnlich, wie die Ereignisse in der politischen Welt, wenn auch erquickliche als diese. Die deutsche Opernsaison wurde mit dem letzten Februartage geschlossen, um nach einem Vierteljahre, das uns zum Ersatz eine, den Auspicien nach zu urtheilen, äußerst glänzende italienische Opernsaison verspricht, aufs Neue wieder zu beginnen. Den Glanzpunkt der deutschen Oper bildeten die wiederholten Aufführungen von Mozarts „Zauberflöte,“ „Don Juan,“ „Figaros Hochzeit,“ sowie Beethovens „Fidelio,“ außerdem wurden von deutschen Producten namentlich die Opern: „Gutenberg,“ (von dem leider zu früh verstorbenen Fuchs); „Die lustigen Weiber von Windsor,“ von D. Nicolai, und „Indra“ von Flotow gegeben, Auber und Meyerbeer blieben natürlich nicht aus, besonders fanden die „Hugenotten“ stets den zahlreichsten Zuspruch seitens des Publikums, da das Gastspiel der Frau Köster aus Berlin als Valentine bedeutende Anziehungskraft ausübte und Maestro Rossini, Bellini, Donizitti, bewährten sich abermals als gute Zugmittel. Die neue Oper des russischen Generals v. Lwoff: „Undine, die Tochter der Wellen,“ machte ein gelindes Fiasco und wurde, trotzdem sie in musikalischer Beziehung der für das hiesige Operntheater eigens componirten Flotow'schen „Indra,“ noch bei weitem voranzusehen ist, nach dreimaliger Aufführung, (wahrscheinlich in Folge der wenig gelungenen Execution ihrer Hauptrollen), den „Wellen der Vergessenheit“ übergeben, während Flotow's „Indra“ fortwährend bei überfülltem Hause in Scene ging. Unter den Trägern der Hauptpartien zeichneten sich auf weiblicher Seite besonders die Damen Lagrange, Mey, Liebhard und Wildauer aus. Als Gäste: Frau Köster aus Berlin und Frau von Stranz, welche eben nach Dresden zurückkehrend, im Sommer nach Italien zu gehen beabsichtigt, bei welcher Gelegenheit hoffentlich auf ihrer Durchreise das Wiener Publikum noch ein kurzes Gastspiel erfreuen wird. — Unter dem männlichen Personale thaten sich die Herren Anders, Gel und Ellinger (Tenor) Leithner, Hochheimer und Radwaner (Bariton) sowie

die trefflichen beiden Träger der Basspartien: Ortler und der noch immer jugendfrische Staudigl rühmlichst hervor. Man kann sich aber hinwiederum kaum ein dankbareres Publikum, als das Wiener, vorstellen. Wenige Vorstellungen gab es während welche das Haus mäßig besucht war. Trotz der so häufigen Reprisen wurden z. B. die „Zauberflöte“, „Don Juan“, der „Barbier“, der „Propbet“ und natürlich am meisten die Flotow'schen Opern stets vor überfüllten Hause aufgeführt. Die Aussicht, Marschner's neues Werk: *Austin*, auch hier zu hören, ward für diese Saison in den Hintergrund gedrängt. Wenn aber werden wir hier endlich Wagner'sche Tonwerke genießen? Ach! der Gedanke daran wird zur Chimäre, wenn man nicht nur das hiesige Publikum, sondern auch ein anscheinend unübersteigliches Hinderniß: die Abspracherei der lebenden musikalischen Notabilitäten in Berücksichtigung zieht, die leider in der vorlautesten, ängstlichsten Weise sich öffentlich und in Salons gegenden „Unsinn der Unausführbarkeit“ etc. jener Werke sich äußern — sie wissen wohl warum! Aber wenn auch die Musik der Vergangenheit und ihre tändelnden Nachzügler in der Gegenwart noch klingt und Anklang finden mag — sie wird bald (das hoffen wir freudig) dem neuen Genius, weichen, die Zeit der Uebersättigung ist auch hier nicht mehr fern und kann es auch nicht sein; ich denke nicht an Mozarts Werke, deren Schönheit weder Zeit noch Raum verlieren kann, ich meine die Uebersättigung mit dem Zuckerwerk der Italiener und den ruhig tändelnden Spielereien der Italienisch-Französisch-Deutschen, denen hier noch die Palme des Ruhms üppig erblüht. Das neue Zeitalter, die Zukunft, die wir nach allen Kämpfen und Irrfahrten, wenn gleich noch schwach empor dämmern sehen, wird ein Geschlecht erzeugen, das aller üppigen Weichlichkeit, unehönen Schönbzerei und Kitzel die Sterne bietet und die klassischen Werke, die bereits fertig vor uns liegen und die die Zukunft noch in ihrem ersten Träger Richard Wagner verspricht, zu würdigen und zu genießen versteht.

Das Hofburgtheater, dessen ungemüßsamthätige, thätige und praktische Leiter fortwährend ältere klassische Meisterwerke neben den Erzeugnissen neuerer Autoren dem Publikum vorführt, hat sich seit dem letzten Jahre außerordentlich gehoben. Die Beharrlichkeit und der wahrhaft eiserne Fleiß Laube's verdienen die wärmste Anerkennung und finden sie auch in einem fast durchweg überfüllten Hause. Die Einnahmen des Burgtheaters betragen im letzten Jahre schon um 15,000 fl. mehr, als in den frühern.

An Novitäten im Gebiete des höhern Dramas haben wir in den letzten Monaten: Ludwig's *Raskabäer*, und Raupa's hinterlassenes Stück: der *Dolch*. Bei ersteren steigerte sich die anfangs nur mäßige Theilnahme in den letzten Reprisen bis zum

Enthusiasmus. Letzteres ward nach zweimaliger Aufführung vorläufig bei Seite gelegt, da der Beifall sehr getheilt war und sich fast nur auf die wirksame Gerichtsscene im vierten Acte erstreckte. Im Schauspiel: „eine Frau von Willibald“ Waldherr (Ob. Birchpfeiffer?) dann ein einaktiges Stück: der Dorfschullehrer und: *Gabriele von Precy*, Schauspiel in 4 Aufzügen, beide von Rosenthal. Die Frau fand im Publikum wenig Liebhaber, es geht dem Stück ein dramatisches Leben gänzlich ab, und die Conversation zieht als Herrscherin in schleppender Weise, ermüdend und langweilend durch das Ganze hin, einige Theateraffecte kann man nicht weiter in Betracht ziehen. Der „Dorfschullehrer“ gefiel einem gewissen gern gerührten Publikum, das hierbei (namentlich auf weiblicher Seite) stark vertreten war, die Kritik machte spöttische Miene über dies harmlos-harmvolle *) Produkt, die gar nicht am Platz war. — „*Gabriele von Precy*“ am 3. März zum erstenmale aufgeführt, machte ein totales und — leider verdientes Fiasco. Ich werde in nächster Nummer einen weiteren umständlichen Bericht über dieses Stück bringen, durch welches der Verfasser der *Deborah* fast alle auf ihn gesetzten Hoffnungen meist in der beklagenswerthesten, leichtfertigen Weise zu Nichte macht. Schwer zu rügen ist besonders der Umstand, daß diese Novität wortgetreu nach einem weniger bekannten Romane von Jules Sandeau la *Démouille de Kerouare* bearbeitet ist und die Quelle vom Verfasser nicht angegeben war. Trotz des wahrhaft vorzüglichen Spiels des Herrn Löwe, und der Frau Koberwein (?) als Träger der Hauptrollen, sowie auch der ebenso trefflich ausgeführten Nebenpartien vermochte das Stück selbst dem Publikum auch nicht einen Laut des Beifalls abzugewinnen, wohl aber bemerkte man eine Mißbilligung und Langeweile, die sich namentlich im letzten Acte in wahrhaft drückender Weise geltend machte. Ein kurzer zweimaliger Applaus galt nur dem feurigen Spiele der Frau Heizinger und des Herrn Fichtner. Gegen den Schluß gaben sich sogar Zeichen unverkennbaren Unwillens, ja Spottes unter der Zuschauerschaft kund und ziemlich ein hörbares Zischen nach Hallen des Vorhanges konnte dem anwesenden Dichter nahe legen, daß er einen traurigen Fehlgriff gethan habe, daß wir Rosenthal darüber fast aus den Augen verlieren werden.

Im Lustspiel machte und macht noch fortwährend volle Häuser: Bauernfelds neues Stück: *Krisen*, wodurch der Autor wiederum seinen Ruf als Meister des Conversations-Lustspiels glänzend gerechtfertigt hat. Nicht wenig trug aber zu dem wahrhaft enthusiastischen Erfolge das prächtige Spiel der Herren Beckmann, Lukas, Laroche, sowie

*) Harmlos: heißt das langweilig? D. R.

der Hofschauspielerin Fräulein Naumann bei. Das Stück wird sich jedenfalls noch länger halten. — Benedix's Lustspiel: das Lügen, machte Furore im Publikum, während die Kritik ihre Nasen bedeutend rümpfte und es mit Recht verwarf. Was halfs? das Publikum amüsierte sich doch. Alexander Baumann, der beliebte Volksdichter (Verfasser von: das Versprechen hinterm Herd) brachte eine einaktige Neuigkeit: „Die Engländerin,“ eine ziemlich schwache, oder vielmehr sehr derbe, grobe Posse, die dem Anscheine nach eigentlich nur geschrieben schien, um der Fräulein Naumann eine dankbare Rolle und in derselben Gelegenheit zu geben, ihre Geläufigkeit in der englischen Sprache zu zeigen. Die Aufnahme war kühl und der Verfasser hat offenbar einen Schritt auf ein Feld gewagt, das ihm ferne steht. Möge er sich lieber zu dem Genre halten, zu dem er berufen und auserwählt ist.

Mautner's neues Lustspiel: „der Courier,“ erlangte einen succès d'estime und verschwand bald wieder. Die Sprache ist im Ganzen elegant, dagegen fanden sich ebenso auch einige auffallende Trivialitäten, ungerichtet, daß das Stück für ein einaktiges zu sehr gedehnt war. — Endlich sahen wir noch Melesville's: „Sullivan,“ in Castelli's Bearbeitung. Der Grundzug des Stückes ist dem berühmten Lustspiel: „Dr. Robin,“ entlehnt, indeß verschaffte der feine Dialog und die geschickte Technik, die überall ersichtlich ist, sowie die vorzügliche Execution demselben einen entsprechenden Beifall. Noch einige kleinere französische Bluetten, Eintagsfliegen, kamen und schwanden ohne erheblichen Erfolg.

Ueber die Thätigkeiten der übrigen Bühnen Wiens nächstens; so namentlich über das Auftreten Aldridges im Carltheater in den Rollen: Othello, Macbeth, Schylok (im Kaufmann v. Venedig, wozu die Mitspielenden deutsch sprechen!), Maugo (im Vorlegeschloß) Bertram, (im gleichnamigen Stücke von Racine u. s. w. Trotzdem, daß in Wien überhaupt sehr wenig Englisch getrieben wird, ist die Theilnahme an den wahrhaft genialen Leistungen des Africaners eine außerordentliche und selbst die Kritik streckt das Gewehr und giebt sich gefangen. Neben Aldridge ist Alexander Dreyschock in den Concerten als der Löwe des Tags, obwohl ihm von einigen Seiten der leise Vorwurf gemacht wurde: er spiele zu ernste Musik. Ueber diese Albernheit äußert sich die „Ostdeutsche Post“ folgendermaßen:

Schauen wir doch, worin denn das „zu ernste“ besteht, das man Dreyschock zur Last legt? Im zweiten Concerte spielte er Mendelssohn's erstes Lied ohne Worte und dessen Presto in fis-moll. Ja freilich, da ist zu viel Seele und Weihe darin, und läßt sich nicht nach dem Dreivierteltakt messen. Im dritten kam gar die Mond'scheinsonate einhergeschreit-

ten. Lieber Dreyschock, da haben Sie einen argen Verstoß gethan. Haben Sie denn vergessen, daß die verschiedenen wältschen Opern schon seit vierzehn Tagen anticipando in unsern Köpfen spuk'n? daß wir froh sind die musica barbara tedesca los zu sein und uns durch drei kurze Monate an dem canto divino laben und erholen wollen? Hätten Sie doch wenigstens das Ding nicht gar so poetisch aufgefaßt, so begeistert durchgeführt! — —

Wer gab Ihnen den unglückseligen Rath, Ihre geniale E-moll-Fuge, Ihre klassische Rhapsodie, Ihre entzückende Saltarelle zu spielen? Wer hieß Sie Ihrer Invitation à la Polka ein so nobles Pli, eine so künstlerische Form zu verleihen? —

Es läßt sich nicht in Abrede stellen, daß Dreyschock als Concertist unpraktisch verfährt. Statt dem vulgären Geschmacke zu huldigen und möglichst viel Schund aufzutischen, spielt er Sachen und spielt sie in einer Weise, als ob er einen kleinen Kreis Kunstgeweihter vor sich hätte, von dem er überzeugt ist, daß sie dem genialen Fluge seiner Phantasie zu folgen, in die Spitzfindigkeiten seiner tonlichen Dialektik einzugehen vermögen. Und das in Wien!

Beitrschwinger.

Eine kleine Tagesgeschichte oder wie ein Franzose reist. Als es in Baden-Baden bei dem jetzt plötzlich so streng eingetretenen Winter anfangt leer und still zu werden, hörte ein dort verweilender Franzose so viel von den Feizen und Vergnügungen Homburgs, besonders von dessen Kur-saal und seinem grünen Tische sprechen, daß er beschloß, so schnell wie möglich dahin abzureisen. Gedacht, gethan. Seine Effekten waren bald gepackt und die Reise angetreten. Im Nu war er in Köln, von da in Hannover, am andern Tage in Hamburg, wo er im Hotel de l'Europe abstieg. Einigermaßen auf seinem Zimmer eingerichtet, umgekleidet und durch ein Frühstück erfrischt, klingelt er dem Kellner und fragt, wo der Kur-saal ist. „Der Kur-saal?“ erwiderte erstaunt der Gerufene. „Der Kur-saal?“ — „Ja, der Kur-saal“ war die Antwort. — „Hier giebt es gar keinen Kur-saal.“ — „Keinen Kur-saal!“ schreit entsetzt der Franzose. „Das wäre! Alle Teufel! Wo spielt man denn? Wo ist die Bank?“ — „Die Bank, ach die Bank,“ sagte der Kellner, der nun denkt, daß er den Fremden mißverstanden hat, die Bank ist in der Nähe, dort hinter der Börse.“ Nachdem er den Reisenden hinreichend instruiert, macht sich dieser auf den Weg nach der Bank. Dort angekommen und eingetreten, fragt

er, wo der grüne Tisch sei und wo man spiele. Spiele! Spiele! ruft alle Welt dort und lacht, bis endlich einer der Anwesenden sich zusammennimmt und ihm ernsthaft erklärt, daß auf der Hamburger Bank nicht gespielt werde. „Nicht gespielt! Nicht gespielt!“ jammert der Reisende. „Mein Gott, ich bin darum ja nur von Baden-Baden aufgebrochen. Die Leute sagten: es werde hier auch außer der Saison gespielt.“ „Hier und außer der Saison“ sagte nun plötzlich einer der Anwesenden, der sich die Sache anfangs zusammenzureimen. „Sie sind im Irrthum, mein Herr. Sie verwechseln wahrscheinlich Hamburg und Homburg. Homburg ist ein Badeort, Hamburg eine Handelsstadt.“ — „Hamburg, Homburg!“ murmelte der Fremde zwischen den Zähnen, „zum Teufel, wer kann wissen, daß in einem Worte, eine U und im andern ein D zwei ganz verschiedene Städte in Deutschland machen. Da mag sich der Kuckuk zurecht finden.“ — „Oder derjenige, der ein wenig Geographie gelernt hat,“ sagte ganz leise ein Deutscher.

(Jahreszeiten.)

Warum ein Mann mit dem Regenschirme zu Bette geht. Vor einigen Wochen stand vor dem Zuchtpolizeigerichte in Paris ein gewisser Coucassou, ein kleiner behäbiger Mann mit einem Regenschirm unter dem Arme, unter der Anklage vor den Schranken: seine Frau gebissen zu haben. Auf die Frage, wie er dazu gekommen, läßt er sich in folgende Erzählung ein: „meine Herren, ich bin ein äußerst solider, ruhiger Mann, ein Mann, der weise Vorsicht für die erste Lebensregel hält und deswegen immer mit einem Regenschirme geht. Am Tage, da die Verletzung meiner Frau stattfand, war ich ausgegangen und hatte, da es regnete, natürlich meinen Schirm mit auf den Weg genommen. Auf dem Wege fand ich Bekannte, die ich lange nicht gesehen, und welche mich veranlaßten, ein Glas Wein mit ihnen zu trinken. Wir tranken lange, und, ich will es nicht leugnen, wohl auch viel. Als ich nach Hause ging, war es spät; der Regen, der schon am Morgen gefallen, fiel auch am Abend noch; aber was thats? ich hatte meinen Schirm. Mein Schirm leistete mir vortreffliche Dienste; ich kam wohlbehütet und trocken nach Hause. Zu Haus fand ich meine Frau in nicht eben liebenswürdiger Laune; sie schalt, sie keifte, sie machte mich sehr herunter. Ich stützte mich auf meinen Schirm und hörte geduldig zu. Ich bin ein ruhiger, solider Mann, wie gesagt. Nachdem wollte meine Frau aber eindringlicher werden. Sie hob die Hand und drohte — ich, meine Herren, that nichts, als

meinen Schirm gebrauchen; mein Schirm, der mich vor Nässe, Wind und Wetter schützt, schützt mich auch vor gewissen zärtlichen Liebkosungen meiner Frau. Was Wunder, daß der Schirm mir sehr lieb ist. Ich hielt ihn auch an jenem Abend fest, ich drückte ihn an mich, gab ihm die süßesten Namen. Ja, meine Neigung ging so weit, ihn auch beim Auskleiden nicht von mir zu thun und mit zu Bett zu nehmen. Meine Herren, ich bitte mich deswegen nicht für verrückt zu halten. Ich wußte ganz gut, daß es in mein Bett nicht regnen würde, aber — aber meine Herren, meine Frau pflegt neben mir zu schlafen und ich habe Ihnen schon gesagt, daß mein Schirm nicht allein gegen die Nässe des Wetters, sondern auch gegen gewisse Intensionen meiner Gattin schützt. Nun wohl, diesen Schutz im Arm schloß ich ein, wie Bapard mit seinem Schwert. Meine Herren, ich fühle mich sicher. Daß ich diese Sicherheit meiner nächtlichen Ruhe nicht zu verlieren wünschte, werden Sie begreiflich finden und zu erklären wissen, wie ich dazu kam, meine Gattin zu beißen, wenn ich Ihnen sage, daß ich kaum ein wenig entschlummert, plötzlich sie über mich kommen fühlte und bei meinem Erwachen bestrebt sah, mit dem Schirm zu entwinden. Diesen Schirm, meine Herren, diesen Schirm, das Palladium meines nächtlichen Friedens! Wer wird es tadeln, wenn ich, dies zu bewahren, in der Nothwehr meine Zähne zu Hilfe nahm. Die Zähne, dieses Vertheidigungsmittel für meinen Schirm. Ich weiß nicht, meine Herren, ob Sie die Wichtigkeit des Schirmbehaltens einsehen; ich für mein Theil wußte, was ich damit aus den Händen gegeben und welches Schicksal meiner darnach gewartet hatte. Mein Schirm ist mehr, als ein Schirm gewöhnlich ist. Vielleicht haben andere Ehemänner andere Mittel, ihre Frauen sich vom Halse zu halten; ich habe nur den Schirm, und daß ich diesen Schirm auch im Bette behielt, war in dieser Nacht eine Maaßregel der Selbsterhaltung. Bedenken Sie das, wenn Sie richten, meine Herren, urtheilen Sie mich nicht ohne sich die Situation klar zu machen und zu überlegen: wie nöthig es war, daß ich den Regenschirm im Bette behielt. Sie sind zum Theil auch wohl Ehemänner, Sie werden meine Lage begreifen. Thun Sie das, dann urtheilen Sie, dann sagen Sie, ob ich schuldig bin.“ Unter fortwährenden Lachen der Richter wurde dem ganz ernst und ehrbar dastehenden Herrn Coucassou eine kleine Geldstrafe zuerkannt und er sodann mit seiner Frau entlassen. Als er ging, schwenkte er seinen Regenschirm, indem er rief: „Troß alledem und alledem. Es lebe der Schirm!“

Redaktion, Druck und Verlag von Fr. Rüdmanu.

In Commission von Brune Hünze in Leipzig.